

Ruth Weiss
mit Lutz Kliche

ERINNERN HEISST HANDELN

Mein Jahrhundertleben für Demokratie
und Menschlichkeit

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Der Co-Autor Lutz Kliche dankt der Ruth Weiss Gesellschaft und der Ursula Lachnit-Fixson Stiftung für die freundliche Unterstützung.

Ruth Weiss
Gesellschaft e.V.

URSULA LACHNIT-FIXSON
STIFTUNG

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025
Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Lektorat: Kathrin Knapp, Basel
Satz: Daniel Förster, Belgern
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Bilder im Buch: Privatarchiv Ruth Weiss

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-451-03621-7
ISBN E-Book (E-Pub): 978-3-451-83779-1
ISBN E-Book (PDF): 978-3-451-83781-4

*»Wer die Vergangenheit nicht kennt,
ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen.«*

George Santayana

»Verändert die Welt – sie braucht es.«

Bertolt Brecht

*»Mut steht am Anfang des Handelns,
Glück an seinem Ende.«*

Demokrit

Inhalt

Vorwort	9
Ein langes Leben	13
Meine jüdische Kindheit in Deutschland	17
Jüdisches Leben in Deutschland	39
Israel	51
Ein Neuanfang in Südafrika	63
Arm und Reich	77
Südafrika unter dem rassistischen System der Apartheid	83
Arbeiten in der Männerwelt	93
Das Politische prägt das Private	109
Südrhodesien	131
In der Hauptstadt der Befreiung	143
Versöhnung ist möglich: Das Projekt »ZISA«	159
Erinnern heißt Handeln	167

Vorwort

Ich habe Ruth Weiss im Rahmen des Festjahres 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland kennengelernt und sie seitdem bei unterschiedlichsten Anlässen persönlich erleben dürfen: analog und digital – in Schulen, bei Lesungen, bei Ehrungen und Feierlichkeiten, in Gesprächen und bei Reden. Dabei beeindruckt mich, die ich mich zeitlebens mit Erinnerungskultur beschäftige, natürlich ihre Lebensgeschichte, die sie zu einer besonderen Zeitzeugin macht. Doch genauso eindrucksvoll ist auch ihre Persönlichkeit, ihr Gemüt – ihre Gewissenhaftigkeit, ihre Heiterkeit, ihre Unermüdlichkeit. Ihr Wirken – sei es mit jungen Menschen, wenn sie ihnen erzählt oder ihre Beiträge würdigt, sei es mit interkulturellen Gruppen, wenn sie Brücken baut, oder mit Wissenschaftlerinnen und Journalisten, wenn sie geschichtliche und gesellschaftliche Entwicklungen einordnet – lässt mich immer wieder staunen. Sie verbindet Welten und Betroffenheiten.

Das Erleben des Unrechts, der Entrechtung von Jüdinnen und Juden in der Nazizeit, mit der unmittelbaren Folge im gesellschaftlichen Miteinander, dass Mitschülerinnen und -schüler sie von einem auf den anderen Tag ausgegrenzt, verfolgt, geschlagen haben, schildert sie eindringlich und zugänglich. Und vor dem Hintergrund dieser persönlichen Leidenserfahrung wird verständlich, wie es diesem jungen Mädchen vorgekommen sein muss, dass sie – mit der niemand mehr spielen durfte, weil sie Jüdin war, und deren Familie aus der vertrauten Heimat flüchten musste – nun nicht mit anderen Kindern spielen durfte, weil sie Schwarze waren. Da ist ein klarer Kompass entstanden für Ungerechtigkeit, für Unterdrückung,

für Diktatur, der sie zu der Kämpferin hat werden lassen, als die wir sie kennen und schätzen.

Gerade für junge Menschen sind biografische Zugänge in der Erinnerungskultur wichtig: Anhand konkreter Schicksale wird die Verfolgung und der millionenfache Mord an Jüdinnen und Juden greifbar und macht ihnen einen empathischen Zugang möglich. Sie stellen Fragen, wie es möglich sein konnte und was wir daraus für Gegenwart und Zukunft lernen können, ganz im Sinne des Bildungsauftrags »Erinnern für die Zukunft«.

Ruth Weiss' Leben ist ein Beispiel für Zivilcourage, Widerstand gegen Rassismus und die Bedeutung von Bildung. Ihre Erfahrungen zuerst in Nazi-Deutschland, dann im südlichen Afrika und ihr lebenslanges Engagement gegen Apartheid und Antisemitismus machen sie zu einer einzigartigen Zeitzeugin mit globaler Perspektive. Ihre Werke eröffnen jungen Menschen einen Zugang zu komplexen Themen wie Rassismus, Kolonialismus und Judenfeindlichkeit durch eine sehr persönliche Erzählweise. In einer zunehmend von abstrakten Debatten geprägten Bildungslandschaft bieten Ruth Weiss' autobiografisch gefärbte Romane und ihre Autobiografie konkrete Anknüpfungspunkte für Empathie und Perspektivwechsel. Die Auseinandersetzung mit ihrem Leben und ihren Werken trägt dazu bei, antisemitische und rassistische Stereotype nicht nur kognitiv, sondern auch emotional zu hinterfragen. Sie ist damit eine Brückenbauerin zwischen Kulturen, Zeiten und Kontinenten.

Ruth Weiss' Werke und ihr Wirken eignen sich besonders dafür, die Besonderheiten und das Verhältnis der unterschiedlichen Diskriminierungs- und Herrschaftsformen (Antisemitismus, Rassismus, Kolonialismus) sichtbar zu machen. Mit dieser Verbindung von Antisemitismus und Rassismus eröffnet sich eine intersektionale Perspektive, die nicht nur eine einzelne Form, sondern sich überschneidende Formen von Ausgrenzung und Diskriminierung in den Blick nimmt. Ihre Beschreibung des Lebens ihrer jüdischen Familie in Fürth *vor* der einsetzenden Verfolgung und Entrechtung ist ein schönes Zeugnis, wie breit und selbstverständlich jüdisches

Leben seinerzeit war (das »fränkische Jerusalem« mit mehreren Synagogen).

Ruth Weiss' Zeitzeugenschaft ist eine starke Stimme für Demokratie und die universellen Menschenrechte: Sie beschreibt die Propagandamaschinerie eines Julius Streicher, die Versäumnisse der Aufarbeitung der NS-Diktatur in der Nachkriegszeit, setzt sich bis heute in ihren Blogs mit aktuellen gesellschaftlichen Missständen und Entwicklungen auseinander, sei es zu antisemitischen Vorfällen, zu afrikanischen Frauen, zu Plastikmüll und der Klimakrise, zu wichtigen Gedenktagen oder zur Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an das Ehepaar Saba-Nur Cheema und Meron Mendel im Rahmen des Jahres der christlich-jüdischen Zusammenarbeit. Daran kann gelernt werden, was Pressefreiheit bedeutet, dass Menschenrechte unteilbar sind, wie sehr unsere natürlichen Lebensgrundlagen bedroht sind und vieles mehr.

Mit Blick auf das schulische Lernen leistet Ruth Weiss' Wirken einen wichtigen Beitrag zur Demokratieförderung und Selbstwirksamkeit, weil sie Verantwortung und aktives Eintreten für Gerechtigkeit und Menschlichkeit in den Mittelpunkt stellt. In Zeiten von wachsendem Rechtsextremismus und Verschwörungsideologien stärken ihre Texte die moralische Urteilkraft und die Resilienz junger Menschen. Dabei will sie nicht belehren, sondern möchte, dass die, die ihr zuhören, lernen und selbst erkennen. Sie zieht Menschen in ihren Bann, ohne sie zu überwältigen. Ganz so, wie es der Beutelsbacher Konsens für die politische Bildungsarbeit seit nunmehr fast 50 Jahren vorsieht.

Bei alldem gelingt ihr – aufgrund der großen Lebenserfahrung und dem geschärften Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen – die klare glaubwürdige und authentische Einordnung auch extrem schwieriger Konflikte: So zum Beispiel zur Lage im Nahen Osten nach dem barbarischen Überfall der Hamas auf Israel und dem andauernden Krieg in Gaza mit dem unerträglichen Leid für die Zivilbevölkerungen. Da bringt sie ihre Kritik an der Siedlungspolitik Israels zum Ausdruck und kritisiert die Tunnelanlagen der Hamas

unter zivilen Einrichtungen. Sie macht klar, dass Israels Politik nicht mit dem Apartheidsregime Südafrikas gleichzusetzen sei – schließlich gebe es arabische Abgeordnete in der Knesset. Das ist präzise und einleuchtend, und dadurch baut sie Brücken und bringt Menschen zum Nachdenken. Und es ist so wichtig in Zeiten großer gesellschaftlicher Spaltung und Rechthaberei, wie wir sie derzeit erleben.

Abschließend möchte ich zwei Eigenschaften erwähnen, die mich neben der großen gesellschaftlichen Bedeutung von Ruth Weiss an ihr faszinieren: Sie ist noch immer sehr neugierig. Ich werde nicht vergessen, mit welcher Begeisterung sie sich – vor einem Gespräch anlässlich des Holocaustgedenktes im Landtag NRW am 27. Januar 2023 – die Ausstellung im Zentrum für verfolgte Künste in Solingen anschaute, das Gesehene auch direkt in das anschließende Gespräch einfließen lässt; oder sich immer wieder nach dem Befinden ihrer Gesprächspartnerinnen und -partner erkundigt.

Sie hat Humor. Das war besonders schön bei den Feierlichkeiten zu ihrem 100. Geburtstag in Aschaffenburg zu erleben – im Umgang mit den Schülerinnen und Schülern, bei ihren Reaktionen auf die analog und digital vorgetragenen Glückwünsche; das Spielen mit den *running gags*: »Da gibt es noch eine Geschichte!« – umwerfend! Wahrscheinlich kann man nur so ein solches Leben leben.

Danke dafür, liebe Ruth! Und danke allen, die dazu beitragen, dass dieses Leben sichtbar und erlebbar bleibt.

Sylvia Löhrmann
Staatsministerin a. D.

Ein langes Leben

100 Jahre sind eine lange Zeit. Nicht viele Menschen haben das Glück eines so langen Lebens, wie ich es gehabt habe. Sicher, in diesen inzwischen schon mehr als 100 Jahren hat es auch schwere Zeiten für mich gegeben, manche würden wahrscheinlich sagen: viele schwere Zeiten. Aber es ist mir nie schwergefallen, das Glas eher halb voll als halb leer wahrzunehmen und auch in den schwierigen Momenten und Situationen Positives zu sehen. Ich erkannte, dass manches, was auf den ersten Blick wie ein Unglück aussieht, schließlich eine glückliche Wendung nimmt.

Mein Leben war geprägt durch zwei besondere Umstände: meine Geburt als Jüdin im Deutschland vor dem Nationalsozialismus, die Erfahrung von Rassismus als Antisemitismus und die Flucht vor Verfolgung und Vernichtung, wie sie Millionen von Jüdinnen und Juden erleiden mussten. Und durch das Ziel meiner Flucht: Südafrika, ein Land, in dem ich den Rassismus als Ablehnung und Ausgrenzung aller »nicht weißen« Menschen unter dem menschenverachtenden System der Apartheid, der Rassentrennung, erlebte. Diese zwei Erfahrungen ergänzten und verstärkten sich gegenseitig, und brachten mich zu einer konsequenten Haltung gegenüber jeglicher Art von Ausgrenzung, Diskriminierung und ungerechter, erniedrigender Behandlung anders aussehender, denkender, glaubender, liebender und lebender Menschen.

Ich habe diesem Buch – vielleicht meinem letzten – den Titel gegeben: »Erinnern heißt Handeln«. *Zachor*, das Erinnern und Gedenken, gehört zum Kern des Judentums. Der israelisch-deutsche Philosoph Omri Boehm hat gerade erst in einer bemerkenswerten

Rede, geplant zum 80. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald, auf die Bedeutung des Erinnerns als Ausgangspunkt von Handeln hingewiesen: »Erinnerung«, so sagt er in Anlehnung an den jüdisch-amerikanischen Historiker Yosef Chaim Yerushalmi, »kann nur in der ersten Person erzählt werden ... sie erhebt einen Anspruch an uns, sie ist Aufruf zum Handeln. [...] Das Gegenteil von Vergessen ist nicht nur das Wissen um die Vergangenheit, sondern auch die künftige Einhaltung der Pflichten, die uns von dieser Vergangenheit auferlegt worden sind.«^{*}

Handeln ist für mich mein Leben lang wichtig gewesen. Es war für mich immer der Schlüssel, um schweren Zeiten, Gefahren, Bedrohungen zu begegnen und sie zu überwinden. Den Kopf in den Sand stecken und nichts zu tun angesichts von Bedrohung und Gefahr ist nie der beste Weg zur Rettung – das habe ich im Laufe meines Lebens bei mir selbst und bei den Menschen um mich herum immer wieder erfahren müssen.

Deshalb soll dieses Buch vor allem Mut machen, Mut zum Handeln. Ich will mich darin, am Ende dieses so langen Lebens auf zwei Kontinenten, voller historischer Ereignisse und Begegnungen überall auf der Welt, an vieles erinnern und diese Erinnerungen weitergeben an die Generation meines Sohnes und meines Enkels. Denn aus dem Erinnern kann – oder besser gesagt: muss – Handeln erwachsen, Handeln von uns allen, um den guten Kräften überall auf dieser Welt zum Sieg zu verhelfen.

Handeln kann jeder und jede. Durch den Freiheitskampf der Völker im südlichen Afrika habe ich gelernt: Man kann nicht nur mit Waffen kämpfen – auch wenn es manchmal nicht anders ging.

Mein Handeln war das Schreiben, meine Waffe war die Feder, oder besser gesagt: die Schreibmaschine. Als Journalistin wollte ich die Ungerechtigkeit bekämpfen, Missstände aufdecken, Fakten für sich sprechen lassen, und zwar so klar und deutlich, dass die Men-

* <https://www.sueddeutsche.de/kultur/omri-boehm-kz-buchenwald-gedenken-rede-li.3231805?reduced=true>

schen, die meine Artikel lasen, ihre Schlüsse selbst ziehen konnten. Und im besten Fall selbst zum Handeln motiviert und ermutigt wurden.

Durch all meine Erfahrungen ist Toleranz gegenüber meinen Mitmenschen für mich oberstes Gebot geworden. Sie entsteht für mich zuallererst aus dem Bemühen um Verständnis für das Gegenüber. Wenn wir auf die anderen, also auf die für uns »Fremden«, zugehen, um sie kennenzulernen und zu verstehen, werden wir erleben, wie uns dieses Kennenlernen bereichert. So ist es mir all die Jahre meines Berufslebens als Journalistin immer ergangen, wenn ich in Afrika mit seinen so unterschiedlichen Menschen und Kulturen unterwegs war. Neugier war dabei stets eine treibende Kraft für mich: das Interesse, Neues zu erfahren, neue Menschen kennenzulernen, in einen lebendigen, manchmal durchaus auch kontroversen Austausch zu treten. Unterschiedlicher Meinung zu sein, gehört dazu; davor darf und braucht man auch keine Angst zu haben. Wir können streiten, ohne Feinde zu werden – ich glaube, das ist ein Grundprinzip von Demokratie.

Den Begriff Toleranz, der sich vom Lateinischen *tolerare* herleitet, übersetzt der Duden mit Duldsamkeit. Für mich bedeutet es Respekt vor der Meinung und dem Anderssein des oder der Anderen. Anzuerkennen, dass die anderen genauso viel wert sind wie ich selbst. Dass alle Menschen gleich viel wert sind. Die Toleranz hat aber auch Grenzen. Wir können nicht tolerieren, wenn Menschen, egal welcher Herkunft oder Hautfarbe, welchen Glaubens oder Geschlechts ungerecht behandelt, ausgebeutet, unterdrückt oder ausgegrenzt werden. Dagegen müssen wir aufstehen und es bekämpfen, Toleranz wäre hier am falschen Platz.

Wenn man mich zu meinem hohen Alter beglückwünscht, sage ich immer: Es ist kein persönliches Verdienst, 100 Jahre und noch älter zu werden. Aber mein so langes Leben auf zwei Kontinenten mit den vielen Begegnungen hat mir so viele Erfahrungen beschert, dass ich, als eine Quintessenz, gerade den jüngeren Lesern und Leserinnen sagen kann: Seid mutig! Unsere Welt ist dazu da, dass wir

sie verändern und besser machen. Eure Aufgabe ist es, die Zukunft der Welt zu gestalten. Damit ihr das könnt, müsst ihr euch darüber klar werden, für welche Werte ihr steht! Aus meinen Erfahrungen heraus sage ich: Schaut nicht weg, wenn ihr Zeuge von Ungerechtigkeit und Unrecht werdet! Nehmt es nicht einfach hin! Werdet aktiv, handelt – es gibt dafür so viele Möglichkeiten!

Und gerade in diesen schwierigen, bedrohlich wirkenden Zeiten ist es wichtig, an den Satz des großen deutschen Dichters Friedrich Hölderlin zu denken, der mir zur Lebensmaxime geworden ist: »Wo aber Gefahr droht, wächst das Rettende auch!«

Meine jüdische Kindheit in Deutschland

Ich hatte eine glückliche Kindheit. In den ersten neun Jahren meines Lebens fühlte ich mich in meiner Familie beschützt und geliebt, in der Schule von allen akzeptiert. Doch dann musste ich sehr schnell erwachsen werden, denn es senkte sich die dunkle Zeit des Nationalsozialismus über Deutschland. Politisch Andersdenkende wurden verfolgt, in Konzentrationslager gesperrt, jüdische Menschen wurden als Sündenböcke für Wirtschaftsmisere und Armut gebrandmarkt. Unsere Familie war gezwungen, Deutschland zu verlassen. Als Erster ging mein Vater, schon bald, nachdem die Nazi-Partei unter Führung von Adolf Hitler im Jahre 1933 an die Macht gekommen war. 1936 folgte ihm meine Mutter mit uns zwei Töchtern, meiner älteren Schwester Margot und mir. Ziel unserer Emigration war Südafrika. Dort lebten schon Verwandte von uns, die zu Beginn des Jahrhunderts ausgewandert waren. Von da an bestimmten nicht nur die Ereignisse in Deutschland, sondern auch das Geschehen im südlichen Afrika mein Leben. Später wurde ich Journalistin, Wirtschaftsjournalistin sogar, was für eine Frau in der damaligen Zeit sehr ungewöhnlich war. Ich schrieb für südafrikanische Zeitungen und berichtete viele Jahre von dort auch für deutschsprachige und englische Zeitungen. Doch der Reihe nach.

Geboren wurde ich 1924 in eine jüdische Familie in Fürth bei Nürnberg in Franken. Aufgewachsen bin ich jedoch »auf dem Dorf« in der Nähe von Fürth. Mein Vater war selbst auf dem Land groß geworden, in einem kleinen Dorf in der Nähe von Aschaffenburg,

und das Dorfleben sagte ihm mehr zu als das Leben in der Stadt. Als er ins Schulalter kam, schickten ihn seine Eltern nach Fürth in die Israelitische Realschule.

Fürth hatte damals, im Verhältnis zu seiner Bevölkerungszahl, eine der bedeutendsten jüdischen Gemeinden in Deutschland.



Der Vater Richard Löwenthal (rechts)

Man nannte die Stadt deshalb auch das »fränkische Jerusalem«. Es gab dort alles, was es für das Leben einer jüdischen Gemeinde braucht: eine *Jeschiwa*, also eine Hochschule, an der sich die Schüler dem Studium der heiligen Schriften des Judentums widmen; eine Mikwe, ein Tauchbad, in dem sich vor allem Frauen rituell reinigen können; und natürlich mehrere Synagogen, die man im Jiddischen *Schul*, also Schule, nennt. Der Rabbiner ist kein Geistlicher wie in den christlichen Religionen, sondern ein Lehrer. In Fürth gab es sieben Synagogen, die um einen »Schulhof« standen. Sie wurden alle in der Pogromnacht im November 1938 angezündet und niedergebrannt.

Meine Mutter wurde in Fürth geboren und wuchs auch dort auf. Ihr Vater, mein Großvater Max Cohen, war Buchbinder und kümmerte sich vor allem um die Schriften der jüdischen Gemeinde. Da hatte er viel zu tun, denn das jüdische Volk nennt sich auch das »Volk des Buches«, weil die heiligen Schriften im Judentum und der jüdischen Kultur eine so wichtige Rolle spielen. Max Cohen stammte aus Aurich in Ostfriesland und war nach der Gesellenprüfung auf Wanderschaft in Fürth hängen geblieben, hatte meine Großmutter kennengelernt und sich dort niedergelassen.

Meine Mutter erzählte uns immer gern, wie sie unseren Vater von der elterlichen Wohnung aus während der Unterrichtspausen auf dem Schulhof sehen konnte. Eines Tages stießen die beiden zufällig an der Straßenecke aufeinander. Mein Vater hatte eine Orange in der Hand. Die schenkte er spontan und sehr charmant geistesgegenwärtig meiner Mutter, die sie verdutzt entgegennahm. Als sie damit nach Hause kam, fragte meine Großmutter woher sie denn diese seltsame Frucht hätte, und als es ihr meine Mutter erzählte, forderte meine Großmutter: »Du musst sie sofort zurückbringen, das schickt sich doch nicht für ein junges Mädchen.« Aber es kam doch, wie es kommen musste: Die beiden verliebten sich, und so blieb auch mein Vater im Fränkischen. Aber da er auf dem Land groß geworden war, wollte er auch in Franken lieber auf dem Land als in der Stadt wohnen.

